

Zeichen, Sprache und Moral

von Franz Witsch

Hamburg, 21.08.2004

Was das Verhältnis von menschlicher Praxis und Theorie betrifft, so stehen sich da nicht zwei Dinge gegenüber, die man säuberlich voneinander trennen könnte. Denken ist immer auch praktisch und scheitert oft genug, wenn man Naheliegendes zwangsneurotisch übersieht, geschweige denn formuliert, zum Beispiel Erwartungshaltungen, die Denken und Theorie mental einfärben. Habermas scheint in seinem Werk arg damit beschäftigt, den sprachanalytischen Zugang zur Philosophie geistig zu kontrollieren (Theorie), um Sprachphilosophen zu beeindrucken (Praxis). Jemanden loben, um ihn an sich zu ziehen. So haben es schon die alten Römer in ihren öffentlichen Reden versucht. Dabei gelingt es ihm ganz offensichtlich, der Sprachanalyse ein bestimmtes Maß an rationalisierender Plausibilität zuzugestehen; er dies als Chance nimmt, deren Vertreter einzubinden in sein umfangreiches Konzept von Lebensweltrationalisierung, um eine Art geistige Realität gemeinsamer Geltungsansprüche mit möglichst vielen Philosophen zu konstituieren. Eine solche Perspektive ist legitim und menschlich. Und natürlich darf man Tugendhat ein gewisses Maß an Offenheit, bzw. einen Zugang zu gemeinsamen Interessen nicht von vorn herein absprechen. Interessen formuliert er in seiner Philosophie nachvollziehbar mit Hilfe der Geschichte. Ahnen zu befragen hat immer etwas Unwiderstehliches an sich. Irgendwann verwandeln die sich in Götter und dann sind die Menschen ganz hin und weg, mutmaßte schon Nietzsche. Tugendhat bezieht sich auf eine lange philosophische Tradition, die zurückblickt bis in die aristotelische Philosophie und sogar noch weiter zurück bis hin zur parmenidischen Philosophie, von der Heidegger so angetan war, weil hier eine Seinsontologie sichtbar wird, die das Sein zum schlechthin alles ausfüllenden Prinzip stilisiert: Etwas, das nicht ist, sei schlechthin nicht vorstellbar. Auch der Mensch sei unfähig, sich

als nicht existent zu begreifen. Hinter dem Sein als Seiendes gibt es das eigentliche, alles umfassende Sein, das alles ausfüllt. So was begreife der heutige, vom wirklichen Sein entwurzelte Mensch nicht mehr. Die alten Griechen dagegen waren noch ganz nah dran am Sein. Heute kann man so was nur noch ahnend erfühlen, dass da was aus der Vergangenheit zu uns spricht, so wie nur die empfindlichsten Messgeräte so etwas wie ein Echo des Urknalls zu vernehmen in der Lage sind. Heidegger ist da ein ausgewiesener Spezialist. Doch hören wir dazu ein paar Worte von Parmenides aus seiner "Lehre vom Sein":

"Nötig ist zu sagen, dass nur das Seiende ist...Denn es ist unmöglich, dass dies zwingend erwiesen wird: es sei Nichtseiendes...Aber nur noch eine Weg-Kunde bleibt dann, dass IST ist...weil ungeboren, ist es auch unvergänglich, denn es ist ganz in seinem Bau und unerschütterlich sowie ohne Ziel...Denn was für einen Ursprung willst du für dieses ausfindig machen? Wie woher sein Heranwachsen? Auch nicht sein Heranwachsen aus dem Nichtseienden werde ich dir gestatten auszusprechen und zu denken. Denn unaussprechbar und undenkbar ist, dass Nicht-IST ist. Welche Verpflichtung hätte es denn auch antreiben sollen, später oder früher mit dem Nichts beginnend zu entstehen? So muss es also ganz und gar sein oder überhaupt nicht." (VOK-GPH.I, S.201f).

Wie dem auch sei. Wenn es keine naheliegenden Gemeinsamkeiten gibt, murmele man einfach ontologisierend vor sich hin: es gehe ihm, so Tugendhat, um nichts weniger als um die Erneuerung der Seins-Ontologie. Diese hält er nur auf rein formalsemantischem Weg für erneuerbar. Mit dem zeichentheoretischen Ansatz seien alle vor ihm nicht richtig zurechtgekommen. Heideggers Seinsoptologie, der Tugendhat sein Werk gewidmet hat, zielt wenigstens auf wegweisende Fragen. Es ist nur immer wieder die eine gleiche Frage, die weniger raunend, vielmehr ganz konkret wissen will: was ist der Gegenstand allen Seins? Wobei, und diese Eingrenzung kann man als weiteren, konkretisierenden Fortschritt sehen, das menschliche und nicht irgendein Sein im Vordergrund steht.

Also: wo fängt der Mensch an? Dort wo er "Ich" sagt? Nur "Ich" zu sagen, ergibt keinen Sinn. Dann schon eher "Ich bin". Was bedeutet es, in der Lage zu sein, "Ich bin" zu sagen? Wieso ergibt der Satz "ich bin" einen Sinn ohne jede weitere prädikative Ergänzung. Wie kann oder muss man das verstehen? Was bedeutet es, Existenz als solche zu formulieren ohne prädikative Ergänzung. Für Aristoteles nur eingeschränkt plausibel: "*Seiendes ist alles und jedes, weil es von jedem sinnvoll ist zu sagen: es ist.*" Aristoteles konnte nicht verständlich machen, so Tugendhat, wodurch sich die formalen Begriffe von den anderen (gegenstandsbezogenen) Begriffen unterscheiden würden. Aristoteles versteht das Wort "ist" als "Ist eines Seienden" im Sinne einer Nominalisierung der prädikativen Bestimmung. Das bedeutet, so Tugendhat weiter, in einem harmlosen Satz wie "Der Himmel ist blau" würde das Prädikat "(ist) blau" selbst für einen Gegenstand stehen, in "des Himmels Bläue" verwandelt und damit als dinghaft Seiendes angesprochen werden können. Seiend sind für Aristoteles nicht nur einzelne Gegenstände im Sinne ihrer abstrakten, nicht attributiven Existenz, sondern die "*konkreten Gegenstände zusammen mit ihren prädikativen Bestimmungen*" (TUE-VSP, S.43ff).

Doch was folgt daraus? Menschwerdung als Entnominalisierung prädikativer Bestimmungen im modernen Denken, seine zunehmende Entgegenständlichung, bzw. Formalisierung schlägt sich in Sprache nieder, bzw. wird aus der Art zu sprechen erkennbar. Tugendhat ist auf der Suche nach der einen Wahrheit, einer Kraft, die treibt, die sich hinter dem menschlichem Tun in der Welt verbirgt. Diese soll sich in der Struktur des menschlichen Sprechens verbergen? Vielleicht gar einen menschlichen Trieb anzeigen? Zumindest materialisiere sich im Sprechen ein Stück menschliche Wirklichkeit – eine Tendenz zu immer mehr menschlichem (Selbst-)Bewusstsein im Sinne zunehmender Fähigkeit zur Formalisierung. Gewiss etwas Wertvolles, worüber sich die menschliche Spezies Gewissheit verschaffen sollte. Wenn Menschen die Wahrheit kennen, vielleicht wird dann ja endlich

alles besser. Schon Kant war überzeugt, der Mensch müsse die Wahrheit menschlicher Existenz als eine solche der Moral erkennen. Menschliches gründe in Moral und diese a priori als (praktische) Vernunft im Menschen. Das würde dann der Ausgangspunkt für eine bessere Welt, wenn Menschen sich darüber klar werden. Irgendwas muss da schief gelaufen oder noch nicht gut genug erkannt worden sein.

Durchaus nachvollziehbar auch die folgende Hypothese: eine bestimmte Phase von Menschwerdung sei markiert im Übergang von der signalgesteuerten Sprache zu einer solchen, die sich in ganzen Sätzen zu artikulieren vermag ("das Rathaus ist rot"). Ersterer ist ein Sprechen in sogenannten Quasiprädikaten, die, weil nominalisierend verwendet, einer Ergänzung durch singuläre Termini nicht bedürfen, weil ganz und gar situationsabhängig und daher auch nicht wahrheitsfunktional. Das heißt, die Situation selbst steht für so was ähnliches wie einen singulären Terminus. Wobei ein singulärer Terminus für einen einzelnen Gegenstand steht, zum Beispiel Rathaus. Tugendhat sagt, das sei nicht möglich. Um das plausibel zu machen, sondert er Hunderte von Seiten ab.

Im Gegensatz zum signalgesteuerten Sprechen hebe sich das Sprechen in prädikativen Sätzen, zeitbezüglich auf immer mehr Erinnerung setzend, aus konkreten Wahrnehmungs- und Erlebnissituationen heraus, bzw. werde von diesen immer mehr bis ganz und gar unabhängig. Das kommt zum Beispiel zum Ausdruck, wenn der Mensch anfängt, Bilder auf Höhlenwände zu malen (Bilder und Bildzeichen), das heißt eine Vorstellung von dem hat, was er getan, gesehen oder tun will und darüber reden kann. Ein solches Reden mache den das Prädikat ergänzenden singulären Terminus notwendig. Also: das Bild (ein Gegenstand, ein Zeichen) an der Wand als Markierung für einen Übergang: hin zum Reden in ganzen Sätzen, herausgehoben aus einer konkret-gegenwärtigen Situation: situationsunabhängig. Reden werde abstrakt und demonstrativ. Das Denken werde ein solches in raumzeitlichen Bezügen und Lokalisierungen, ohne dass diese

gegenwärtig sein müssen. Signalgesteuertes Sprechen brauche die konkrete Situation; dagegen nicht das Sprechen in ganzen Sätzen, in denen Teile bezüglich gemacht werden und aufeinander verweisen. Ohne diese Abhängigkeiten in der Verwendung hin auf ein Ganzes seien Sätze sinnvoll nicht verwendbar.

Beispiel: Ein Menschenaffe gibt einen bestimmten phonetischen Laut von sich (Quasiprädikat: Gefahr). Der nächste reagiert; er muss die Gefahr gar nicht wahrgenommen haben; er bezieht Stellung, allein indem er den Laut versteht, verstärkt und reagiert (sich in Sicherheit bringt). Bis die ganze Bande in heller Aufregung kreischend das Weite sucht. Das phonetische Zeichen ist hier quasiprädikativ in dem Sinne verwendet, dass es nicht ergänzungsbedürftig durch einen singulären Terminus ist.

In einer nicht signalgesteuerten Kommunikation, in der ganze Sätze Verwendung finden, liegt der Akzent auf dem einzelnen Menschen und seiner Fähigkeit, sich etwas vorzustellen und zwar losgelöst von zufällig-gegenwärtigen, raumzeitlichen Bezügen, das heißt, allein in der Vorstellung Dinge raumzeitlich bezüglich zu machen, aus einer in der Vorstellung präsenten Systems raumzeitlicher Relationen heraus, was im Gebrauch von Demonstrativpronomen wie “das”, “dies”, “hier”, “dort”, “hinter”, “jetzt”, “später”, “gleich”, “gestern”, etc. zum Ausdruck kommt.

Nicht uninteressant, Menschwerdung auf diese Weise abzubilden. Doch bleibt Tugendhat in seiner Theorie merkwürdig blass dem Definitiven verhaftet (übrigens auch Habermas in seinen sprachanalytischen Rezeptionsbemühungen). Schon Hegel hämmerte seinen Zuhörern ein, dass Abstraktionen als solche wertlos sind, wenn sie nicht Fragen zur Folge haben, die konkret auf Lebensweltliches verweisen – zum Beispiel die Frage, was formalisierende Fähigkeiten außerdem für menschliches Leben bedeuten? Es mag sinnvoll sein, zu analytischen Zwecken, Formales vom Gegenständlichen zu trennen; doch heißt das, dass es diese Trennung als solche gibt, als etwas, das wirkt und (historisch) treibt? Natürlich, immerzu steht die Frage im Hintergrund, in welcher Weise formalisierende Fähigkeiten menschliches

Leben konkret verändern. Sie gehen schwanger möglicherweise mit einem Wandel in den menschlichen Beziehungen. Solche Fähigkeiten könnten bedeuten: die Stellung des Einzelnen in der Gruppe wird gestärkt und zwar in dem Sinne, dass Respekt und Prestige sich nicht mehr nur ableiten von unmittelbarer Präsenz physischer Stärke aus gegenwartsbezogenen Situationen heraus, auf die Menschen unmittelbar, naturwüchsig und vor allem instinktmäßig reagieren.

Das Sprechen in prädikativen Sätzen setzt interaktive Fähigkeiten voraus, zumindest werden diese immer wichtiger. Denn da ist ein Sprecher, der eine Vorstellung situationsunabhängig, zum Beispiel aus der Fähigkeit ein Bildzeichen zu gebrauchen, artikuliert (*“das da an der Wand ist eine Hirschkuh”*) und darauf angewiesen ist, dass ein Hörer ihm Aufmerksamkeit schenkt, ein nachdenklicher Hörer, der innehält und anschließend ein Urteil fällt, indem er *“das ist wahr”* oder *“das ist falsch”* sagt. Es konstituieren sich Beziehungen im Sinne von Abhängigkeiten, die situationsbezügliche Instinktrealitäten nicht verdrängen, die aber für das Leben in größeren Gruppenzusammenhängen im wichtiger werden. Dass Teile eines Satzes im Hinblick auf ein Satz Ganzes bezüglich gemacht werden können, ist interessant im Hinblick auf gemeinsame Interessen im menschlichen Zusammenwirken.

Lebensvorgänge mögen sich in Satzkonstruktionen materialisieren, und es mag interessant sein, darüber zu forschen. Wesentlich ist aber, dass der menschliche Blick eine kommunikative Metaebene erklimmt: Erwartungsdispositionen (eines Sprechers, die er an einen Hörer richtet) machen die Beziehung der Bearbeitung zugänglich. Die Beziehung als solche gerät in den Blickpunkt des kommunikativen Interesses, losgelöst von vormalig rein situations- und gegenwartsrelevanten Bezügen, wo es nur auf Unmittelbarkeit und Instinktreaktionen im Sinne des behavioristischen Reiz-Reaktions-Modells ankommt. Es werden Erwartungsdispositionen im Sinne eines auf Gleichberechtigung gepolten Verhältnisses zwischen Sprecher und Hörer formuliert.

bar, die zweifellos mit dem Gebrauch von Sprache und Sprechen schwanger gehen. Das heißt auch, wenn man so will, menschliche Beziehungen werden wahrheitsfähig und wesentlich zu einer Sache von zurechenbarer Moral.

Statt nun den Akzent auf gelebte Abhängigkeiten, auf austauschbare soziale Rollen im kommunikativ-sozialen Kontext zu legen, gefällt sich Tugendhats Ansatz in wildgewordener Polemik gegen die gegenstandsfundierte Zeichentheorie, d.h. gegen eine Auffassung, die da sagt, das Zeichen oder der singuläre Terminus stehe für ein Gegenstand, was auf eine unsinnige Verdopplung von Realität hinauslaufe. Philosophie als Ontologie könne man nur noch ernsthaft betreiben ohne jede Vergegenständlichung, sprich: über einen rein formalsemantischen Ansatz. Der singuläre Terminus (Zeichen) sei keine Instanz der Vermittlung, die zwischen Gegenstand und Bewusstsein trete oder angesiedelt sei. Das bedeutet, seine nicht prädikative Verwendung sei schlechthin nicht möglich. Das zu glauben, zeuge von einer entfremdenden Wahrnehmung von Realität. Der singuläre Terminus stehe vielmehr für eine Funktion, und das heißt, für einen Gebrauch in einem bestimmten Verwendungszusammenhang. Für sich allein genommen existiere er nicht. Das hört sich alles schwer nach Hegel an, wenn auch in einem Jargon, der das Plagiat verschleiert. Doch hätte Hegel immer auch gefragt, was aus der Abstraktion folgt. Sie stünde für Prozesse des Denkens, für Bewegung. Abstraktionen bringen Menschen, ja ganze Nationen und Völker in Bewegung. Für sich selbst genommen aber seien sie leer. Stünden also, wenn man so will, nicht für einen Gegenstand. Auf die Frage eines begeisterten Studenten, was denn nun eigentlich das Sein sei, antwortete Hegel ein wenig gelangweilt: das Sein ist das Sein. Und fuhr wie gehabt in seiner Vorlesung fort.